

Das Erbe in die Zukunft tragen

125 Jahre lutherische Diasporarbeit in Hannover

(Überarbeitete Fassung eines am 5. Juni 1978 gehaltenen Vortrags)

Am 31. Oktober 1853 wurde der Vorläufer des heutigen Martin Luther-Bundes Hannover, der Hannoversche Gotteskasten, von Ludwig Adolf Petri, Pastor an der Kreuzkirche in Hannover, zusammen mit dem Clausthaler Superintendenten Steinmetz und dem Superintendenten Münchmeyer aus Catlenburg ins Leben gerufen. Es ist angebracht, der 125. Wiederkehr dieses Tages zu gedenken. Der letzte Anlaß, daß ein längerer Wegabschnitt unseres Werkes ins Blickfeld gerückt wurde, ist die Hundertjahrfeier des hannoverschen Martin Luther-Bundes gewesen, als Vizepräsident D. Fleisch einen geschichtlichen Rückblick drucken ließ. Deshalb werden an dieser Stelle insbesondere die letzten 25 Jahre zu berücksichtigen sein.

Die Frage, nach welchem Gesetz die Väter angetreten sind, wird ja nicht nur gestellt, um die Erinnerung an die Geschichte wachzuhalten, sondern um nach der eigenen Identität zu fragen und damit zu vermeiden, daß das anvertraute Werk zu einem Fossil der Vergangenheit erstarrt.

Allerdings muß man sich bei solchem Rückblick der Tatsache bewußt bleiben, daß sich in der jeweiligen Gegenwart auch immer völlig neue Fragen stellen. Es ist einfach nicht wahr, daß „alles schon einmal dagewesen“ ist. Aber bestimmte Grundfragen werden jeder Generation gestellt. Es ist hilfreich, wenn wir die Antworten von früher kennen, um in Gegenwartsmünze umzusetzen, was die Väter in ihrer Situation als Antwort gefunden haben.

Es gibt eine merkwürdige Parallele zwischen unserer geistigen Situation und der Gründungszeit des Hannoverschen Gotteskastens. Wie die Männer vor 125 Jahren leben wir in der Endphase einer Aufklärungsperiode. Und ob wir uns als konservativ oder als progressiv empfinden – wir sind von dieser „zweiten Aufklärung“ genauso geprägt, wie es die Männer um Petri oder Wilhelm Löhe oder Ludwig Harms waren, um nur einige zu nennen. Gewiß bezeichnete man die Genannten lange Zeit – und zu Recht – als Gegner

des Rationalismus. Aber Aufklärung ist mehr als Rationalismus (Der ist bestenfalls die müde Spätform einer großen geistigen Bewegung). Sie bezeichnet ein Lebensgefühl, das den Menschen vielleicht anfangs gar nicht bewußt gewesen ist. In diesem Sinne soll auf einige Erscheinungen der Aufklärungszeit hingewiesen werden, die möglicherweise für die Gründer unseres Werkes ebenso wie für uns von Bedeutung gewesen sind oder noch sind.

1. Der Mensch der Aufklärung wird mobil. Er wird alter Bindungen überdrüssig oder zwangsweise aus ihnen herausgerissen. Für viele geht die Bindung an Heimat und eigene Scholle verloren. Wir Heutigen haben das in mehrfachen Wellen gerade hinter uns. Die endlosen Trecks von Ost nach West, die Umschichtung aus den ländlichen Gebieten in die industriellen Ballungszentren, die Auswanderung von Europa nach Übersee nach dem Kriege. Eigentlich kein Wunder, daß dies alles auch seine geistigen Folgen hatte: „Neuorientierung“ hieß das Stichwort; der Begriff „alt“ wurde zum Negativwort, neue Ideen galten als gut, weil sie jung waren. Wir empfanden dabei, daß die Zukunft uns mehr gefangennahm als die Bindungen an die Vergangenheit.

Ähnlich damals: Am Anfang der Diasporaarbeit stand die Zeitschrift „Der Pilger aus Sachsen“, ein volkstümliches Blatt, das dem eben beschriebenen Lebensgefühl schon in seinem Titel Ausdruck gab. Tatsächlich wurde vor 125 Jahren der Mensch auf ungeahnte Weise in Bewegung gesetzt: Die Bauernbefreiung hatte Bindungen gelöst, die Industrialisierung verlangte von vielen einen Standortwechsel, aber auch die Erforschung dunkler Erdteile und unbekannter Eiswüsten ist Ausdruck einer neuen Beweglichkeit. In diesem Zusammenhang entstand ein weltweites Diasporaproblem.

Die evangelische Diaspora in Oberbayern entstand dadurch, daß evangelische Bahnarbeiter aus dem Norden bis südlich von München kamen. Die Besiedlung von Nord- und Südamerika eröffnete neue Räume. Es waren, die Beispiele ließen sich fortsetzen, also zunächst wirtschaftliche Gründe, welche die Menschen in Bewegung setzten. Dabei hätte jeder von denen, der auf die Suche nach Brot ging, sich am liebsten so eingerichtet, wie man es von Haus aus gewöhnt war. Es sollte so sein wie in der Heimat: die Nachbarschaften, die Sprache und selbstverständlich auch Kirche und Schule.

Dies waren die Zielgruppen von Pastor Wyneken, der in Verden aufgewachsen war und nach Nordamerika ging, um dort Siedler zu Gemeinden zu sammeln. Er konnte sich bei dieser Pionierarbeit anlehnen an schon vorhandene lutherische Kirchen im alten Siedlungsgebiet. Um Buffalo gab es 1838 etwa

800 Gemeinden. Aber die neuen Siedler zogen immer weiter nach Westen. Ihnen nachzugehen, das bedeutete ungeheure körperliche Strapazen, aber die Offenheit der Menschen für das geistliche Geleit lohnte den Einsatz. Es konnten gar nicht genug Bibeln, Gesangbücher, Pastoren, Lehrer sein! Hier leistete — auf Wynekens Hilferuf hin — der hannoversche Gotteskasten Vermittlerdienste, gab Ratschläge für den Gemeindeaufbau, sorgte für die Ausbildung von Menschen, welche den neu entstehenden Gemeinden in Nordamerika geistlich dienen wollten.

Es gab auch eine andere Gruppe von Auswanderern, die anfangs nicht viel zu entbehren schien, wenn die alten Verbindungen zur Heimat und zur Kirche am alten und neuen Ort abgerissen waren. Hier galt es Missionsarbeit zu leisten. Es ist also kein Zufall, daß schon bald in Hermannsburg Missions- und Diasporaarbeit in engem Zusammenhang verstanden und getrieben wurden, ähnlich wie an einem anderen Ort, an welchem man von der Not der Diaspora wußte: in Neuendettelsau. Im Lauf der Zeit sind in Hermannsburg 127 Männer für den Dienst an entchristlichten Europäern in Übersee ausgebildet worden.

Der Gotteskasten hat diese Arbeit begleitet, z. B. durch die Vergabe von Stipendien, und hat sie innerlich mitgetragen. Sein Engagement galt dabei besonders dem Gedanken der Selbständigkeit der jungen amerikanischen Gemeinden. Von hier aus ist es zu verstehen, daß sich schon früh, am 24. August 1854, eine selbständige Synode in Nordamerika, die Jowa-Synode bildete.

Schließlich sind jene Auswanderer ins Auge zu fassen, welche dieses große Unterfangen aus Glaubensgründen auf sich nahmen. Oft waren es ganze Gemeinden. Die erste war eine Gruppe von schlesischen Lutheranern; später kamen Sachsen und Altenburger, Pastoren und Laien, unter Pastor Stephan, welche den geistlichen Verfall der Kirche unter dem Rationalismus nicht länger ertragen konnten. Ein Unglück für diese Gruppe war es, daß Stephan sich bald mit den Gemeinden am Missouri überwarf.

2. Kant beschreibt das Wesen der Aufklärung als die „Befreiung des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Abhängigkeit“. Die Männer, von denen hier die Rede ist, lebten zweifellos in der Grundstimmung der Aufklärung, welche in einer Zeit, in der viele der überkommenen Strukturen zerbrachen, einen hochnotwendigen Dienst getan hat. Nur — sie verstanden Kant besser als manche der Ideologen der Aufklärung, die ihre Jünger nur in die neue Abhängigkeit eines kalten Rationalismus hineinführten. Jene dagegen waren selbstkritisch genug, um von der Frömmigkeit des Individualismus her-

kommend, die Gemeinde, die Kirche neu zu entdecken.

Wyneken erlebte bei den Gemeindegründungen in Nordamerika: Glaube, der verkündet und wirksam werden soll, darf nicht nur aus subjektiven Erfahrungen bestehen. Ähnliches läßt sich für Ludwig Harms und für Petri und seinen Freundeskreis feststellen. Sie alle richteten ihren Blick auf die Kirche, auf die Gemeinde, die dem einzelnen Geborgenheit gibt und ihn in seinem Glauben stärkt.

Die Konsequenz für die Diasporaarbeit ist deutlich: Man wollte, daß der einzelne zur Gemeinde fand und daß die Gemeinden zu lebensfähigen Kirchenkörpern zusammenwuchsen. Was in der Diaspora geschah, war also nicht die Restauration einer Kirche des 17. Jahrhunderts, sondern es war der Gedanke, daß die persönliche Freiheit des einzelnen ergänzt werden müsse durch die Geborgenheit in einer Kirche – und das konnte nach dem ganzen Herkommen nur die lutherische Kirche sein.

Diese Linie, schon in der ersten Gotteskastenarbeit deutlich zu sehen, läßt sich dann – hier sei insbesondere der seit 1842 jährlich gehaltenen „Pfingstkonferenz“ gedacht – bis zur Lutherrenaissance im 20. Jahrhundert weiterverfolgen. Waren auf der einen Seite für das kirchliche Leben des 19. und 20. Jahrhunderts Liberalismus und Auflösung die Folgen der Aufklärung, so war es auf der anderen Seite die Entdeckung der Kirche und der Gemeinde. Auf dieser Seite war der Gotteskasten zu finden.

3. Eine weitere Folge des Strukturwandels im 19. Jahrhundert ist die Ausbildung des Vereinswesens. Waren Zünfte und Gilden noch eine Lebensgemeinschaft, an der die Familie teilhatte, ja, in die man hineingeboren wurde, so waren die Vereine eine Interessengemeinschaft, der man sich bei gleichem Interesse anschließen, die man aber auch wieder verlassen oder der man ganz fernbleiben konnte.

Aber gerade das genügte vielen nicht. Sie suchten Zusammenschlüsse, die größere Geborgenheit boten. Die sich bildenden Arbeitervereine beispielsweise waren eine neue Form der Lebensgemeinschaft. Man turnte und sang miteinander, man hatte hier seine politische Heimat, man kaufte in den Läden des – genossenschaftsartigen – Vereins.

Petri nun sah im Vereinswesen die Gefahr, daß sich hier eine Art „Kirchenerersatz“ bilden könne. Sollte doch auch die Kirchengemeinde Lebensgemeinschaft sein, Lebenshilfe bieten, Lebensordnung setzen, die Familie umschließen. Wohl gestand er den Anstalten der Inneren Mission, wie sie allenthalben entstanden, die besondere Rechtsform des Vereins zu. Auch respektierte er den Christlichen Verein Junger Männer mit seinen besonderen

Chancen in der damaligen Jugend. Für das Gebiet der Diasporafürsorge war er allerdings anderer Ansicht. Bei solcher Vereinsgründung, so meinte er, konnte sehr leicht der Eindruck entstehen, als ob ein Christ speziell ein Freund der Diaspora oder der Mission sein und ein anderer sich zurückhalten könne. Sorge für die Diaspora sollte ein Anliegen und eine Lebensäußerung der ganzen Gemeinde sein.

Von dieser Einstellung aus ist Petris kritische Haltung gegenüber dem Gustav-Adolf-Verein zu verstehen, welcher in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts rasch aufblühte. Es schien zunächst, als würde das liberale Bürgertum hier seinen kirchlichen „Verein“ finden und als ginge es vor allem um die Verwirklichung jener „evangelisch-protestantischen“ Kirche, die es so nirgendwo gab, aber die eine Lieblingsvorstellung jener Kreise war.

Nun bleibt die Zeit ja nicht stehen. Am Ende des letzten und zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde die Entwicklung vom Gesinnungs- zum Interessenverein immer deutlicher, und auch die kirchlichen Vereine sahen ihre Heimat zunehmend im Raum der verfaßten Kirche. Und je mehr dies geschah, desto stärker ließ die gemeinsame kirchliche Heimat auch die Gegensätze schwinden. Es ist — im Kontext mancher anderer kirchlicher Entwicklungen nach 1945 — deutlich zu sehen, wie auch die beiden großen deutschen Diasporawerke zumindest im Raum der lutherischen Kirchen zu engerer Zusammenarbeit gefunden haben, da wo es möglich schien.

Auch Petri und der Gotteskasten machten einen Lernprozeß durch. Die anfangs recht lockere Organisation des Gotteskastens verhinderte nämlich, daß dies Werk in weiteren Kreisen der Gemeinden heimisch wurde. Auch die damals gerade aufblühende kirchliche Presse nahm das Anliegen Petris kaum wahr. So gründete Petri denn im Jahre 1848 im Selbstverlag das „Zeitblatt für Angelegenheiten der evangelisch-lutherischen Kirche“, nicht gedacht als Blatt für die Gemeinde (so wie der „Pilger aus Sachsen“), sondern die Adressaten waren die Geistlichen der hannoverschen Kirche. Es gab etwa 500 Abonnenten innerhalb und außerhalb Hannovers, wozu insbesondere diejenigen zählten, die zur Pfingstkonferenz zusammenfanden. Der Gedanke, daß dieses Blatt auch das Anliegen des Gotteskastens mit vertreten sollte, kam insofern nicht zum Tragen, als das Erscheinen aus verschiedenen Gründen schon 1855 wieder eingestellt werden mußte. So fand denn, wenn auch der erste Anstoß gegeben war, der Gotteskasten in seiner Anfangszeit keine rechte Resonanz in der kirchlichen Öffentlichkeit.

Ein weiterer Impuls für die Gotteskastenarbeit ging vom Stader Lutherverein

aus. Hier existierte schon seit Jahren ein Missionsverein, der sich anfangs als Zweigverein für die Norddeutsche Mission verstanden hatte, sich aber bald aus konfessionellen Gründen von dieser löste. Anlässlich seines Deutschlandbesuchs berichtete Wyneken vor diesem Verein über seine Arbeit und bat um Unterstützung für die Diaspora in Amerika. So bildete sich denn im Rahmen des Missionsvereins eine Arbeitsgemeinschaft, von ihren Gegnern der „schwarze Klub“ genannt. Sie führte — gut ein Jahr nach der Gründung des Hannoverschen Gotteskastens — zur Konstituierung des „Luthervereins Stade“ am 10. Dezember 1854. Schon im zweiten Jahr konnte man 149 Mitglieder verzeichnen und die jährlichen Einnahmen des jungen Vereins bewegten sich bald zwischen 2 000 und 4 000 Mark (der Hannoversche Gotteskasten war zur gleichen Zeit froh, wenn sich jährlich tausend Mark Überschuß ergaben!). Man konnte sich — dies ebenfalls im Unterschied zu dem in der gleichen Kirche beheimateten Schwesternverein — auch der tatkräftigen Unterstützung durch das „Stader Sonntagsblatt“ erfreuen. Im übrigen hieß es in der Satzung des Luthervereins, der erst nach dem Ersten Weltkrieg im Hannoverschen Gotteskasten aufging: „Der Lutherverein ist ein Teil des Liebeswerkes, welches unter dem Namen Gotteskasten in den lutherischen Ländern getrieben wird.“

II.

Die Resonanz der Gotteskastenarbeit war — selbstverständlich — verknüpft mit dem Wert, den man der konfessionellen Eigenart der lutherischen Kirche beimaß. Hier setzt in Hannover um 1870 eine neue Entwicklung ein. Bis dahin konnte man mit Recht im Blick auf die hannoversche Kirche vom „milden Luthertum“ sprechen. Erst als Hannover dem preußischen Staat angegliedert wurde und damit beföhrtet werden mußte, die hannoversche Kirche würde dem preußischen Oberkirchenrat unterstellt werden, besann man sich auf seinen lutherischen Konfessionsstand, war doch schon durch die Erweckungsbewegung bei vielen das konfessionelle Bewußtsein gestärkt worden.

Zur gleichen Zeit trat die zweite Generation in die Gotteskastenarbeit ein. Petri starb 1873, sein Nachfolger wurde Pastor Büttner, dem als Geschäftsführer Pastor Funke zur Seite stand. Man gab sich (endlich!) eine Satzung, erweiterte den Vorstand durch einen neunköpfigen Ausschuß, bestellte für die einzelnen Kirchenkreise „Agenten“ und schuf so manche neue Voraussetzung für fruchtbare Arbeit. Seit 1888 gab es auch Laien im Ausschuß.

Es dauerte auch nicht lange, bis in dem – zur gleichen Zeit entstandenen – „Hannoverschen Sonntagsblatt“ eine periodische Beilage „Der Lutherische Gotteskasten“ erschien. Sie enthielt nicht nur Berichte über die Arbeit des Vereins, sondern auch die Rubrik „Gabenquittung“; kein Wunder, wenn die jährlichen Einnahmen schnell auf 10 000 Mark stiegen und in den Jahren, in denen man eine spezielle Diasporakollekte für ein bestimmtes Vorhaben bewilligte, sogar noch höher waren.

In diese Periode fiel auch der erste überregionale Zusammenschluß der Gotteskastenvereine. Anlässlich der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz in Leipzig (1870) beschloß man, eine nähere Verbindung der Vereine ins Auge zu fassen; bald traf man sich jährlich unter der Obhut eines Vereins, der dann für die Ausrichtung der Zusammenkunft verantwortlich war. Eine wichtige gemeinsame Aktion des Zusammenschlusses betraf die publizistische Arbeit. Von nun an erschien als gemeinsames Organ „Der Lutherische Gotteskasten“, der zwar im Laufe der Zeit des öfteren den Namen gewechselt hat, aber doch im kommenden Jahr auf sein hundertjähriges Erscheinen zurückblicken kann.

Besondere Betreuungsgebiete des damaligen Hannoverschen Gotteskastens waren die während der Wanderungsbewegung der Gründerzeit in reformierten Gebieten Hannovers neu entstandenen lutherischen Gemeinden (Lingen, Emden, Nordhorn, Borkum, in der kirchlichen Nachbarschaft auch Lage/Lippe und Bremerhaven), das Elsaß (insbesondere die Garnisonsstadt Metz), die hannoversche Diaspora in katholischer Umgebung (das Eichsfeld und die Gebiete des Hildesheimer Stifts), die lutherischen Gemeinden in den altpreußischen Gebieten, Österreich (einschließlich Böhmen, Slowenien usw.), Nordamerika (mit zunehmender Selbständigkeit allmählich in den Hintergrund tretend), Brasilien (hier nimmt die Intensität im Laufe der Zeit zu), später auch weitere Gemeinden in Lippe. Schwierig war das Verhältnis zu den Altlutheranern; zwar fühlte man sich ihnen besonders verbunden, man mußte aber, als das Breslauer Oberkirchenkollegium die Abendmahls-gemeinschaft mit Hannover vorübergehend dispensierte, die Hilfe einstellen. Die freikirchlichen Lutheraner, die sich in Hannover und Hermannsburg von der Landeskirche getrennt hatten, konnten, weil sie finanziell unabhängig waren und ihr Kirchenwesen gut selber unterhalten konnten, von vornherein unberücksichtigt bleiben.

Das 20. Jahrhundert begann für den Gotteskasten mit einer Periode der Stagnation. 1903 wurde die Zusammenarbeit mit dem Hannoverschen Sonntagsblatt aufgegeben. Man hatte wohl nicht mehr die Kraft, eigene Nachrich-

ten herauszugeben. Pastor Büttner und Pastor Franke starben beide 1905. Ihre Nachfolger wandten sehr viel Kraft an eine neue Satzung, welche 1908 fertiggestellt war und dem Verein den Status eines eingetragenen Vereins brachte.

Auch die geistige Landschaft hatte sich verändert. Der Gegensatz weiter Bevölkerungskreise zum christlichen Glauben nahm die kirchliche Aktivität ganz in Anspruch. Insbesondere das soziale Engagement der Kirche erforderte Kraft und Aufmerksamkeit.

So konnten Vorsitzende und Geschäftsführer – Vorsitzender war bis 1912 Pastor Greve, dann durch Pastor Lohmann abgelöst, Geschäftsführer war für die nächsten zwanzig Jahre Pastor Heldt (Uetze) – in jener Zeit ab und zu eine landeskirchliche Kollekte für die lutherische Diasporaarbeit in Empfang nehmen, im übrigen beliefen sich die jährlichen Einnahmen damals auf durchschnittlich 16 000 Mark. Die Ereignisse des Ersten Weltkrieges brachten es dann nicht nur mit sich, daß sich die Aufmerksamkeit den unmittelbaren Existenzfragen zuwandte, sie hatten auch ihre Folgen für die unmittelbare Arbeit des Gotteskastens. Zu manchem Betreuungsgebiet ging die Verbindung verloren, und damit auch die Möglichkeit, dort zu helfen.

1922 – während der Inflationszeit – stiegen die Einnahmen dann plötzlich auf 142 000 Mark, und im Jahr darauf erreichten sie die Billionengrenze! Zur gleichen Zeit mußte der Gotteskasten seine Legate im Wert von 60 000 Goldmark als Verlust buchen. Aber man begann neu und es setzte eine Zeit des Aufblühens ein. Mit dem Ende des Staatskirchentums war auch die Berliner Bevormundung (die bis dahin verhindert hatte, daß für die Gotteskastenarbeit eine landeskirchliche Kollekte erhoben würde) ein Stück Vergangenheit. Dieser besonderen Anerkennung seiner Arbeit erfreute sich das Werk bis 1971.

Die Landeskirche folgte im Blick auf die neu einsetzende Förderung der Diasporaarbeit dem mecklenburgischen Beispiel, wo der Gotteskasten schon 1860 als Werk der Landeskirche anerkannt worden war und von der Kirchenleitung entsprechend gefördert wurde. Hannover ging sogar noch einen Schritt über dieses Beispiel hinaus und bestellte in Pastor Lemmermann, bis dahin Anstaltspfarrer in Hildesheim, 1926 einen hauptamtlichen Pfarrer der Landeskirche, der zugleich Vorsitzender und Geschäftsführer wurde. Nun konnten die Kirchenkreise der Landeskirche systematisch besucht werden und durch Vorträge in den Gemeinden erfuhr die Arbeit des Gotteskastens ein über die bisherigen Erfahrungen hinausgehendes Echo.

Neben dem Stader Lutherverein, der zur Zeit Lemmermanns den Status eines Bezirksvereins annahm, entstanden weitere Bezirksvereine: Bremen-Verden, Lüneburg, Celle und Hildesheim. Die meisten anderen Kirchenkreise hatten Obleute. Für den norddeutschen Raum wurde ein Mitteilungsblatt mit dem Titel „Der Lutheraner“ ins Leben gerufen, das zeitweise eine Auflage von 40 000 Exemplaren erreichte.

Nicht nur hiermit ging man über den Raum der Landeskirche hinaus. Auch die Stader „Epiphaniaskonferenz“, seit 1932 besonders von Superintendent Hoppe (Celle) betreut, welche sich der mit der Existenz der lutherischen Diaspora gestellten theologischen Fragen annahm, fand im ganzen norddeutschen Raum ihr Echo. Sie dauerte anderthalb Tage und fand jeweils an verschiedenen Orten statt. Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm der Hermannsburger Pastor Wesenick hierfür die Verantwortung, bis sie 1958 in die sogenannte „Heideburgtagung“ überging.

In die zwanziger Jahre fällt auch die Intensivierung der Zusammenarbeit unter den – inzwischen 18 – Gotteskastenvereinen; 1927 wird das „Lutherische Hilfswerk der vereinigten Gotteskastenvereine“ mit einer Geschäftsstelle in Erlangen begründet, später umbenannt in „Martin Luther-Bund“, eine Entwicklung, die auch in Hannover vollzogen wird, nachdem eine schon 1887 unternommene Initiative für einen neuen Namen bei den anderen Vereinen nicht auf Gegenliebe gestoßen war. Die Versammlung, die jene Umbenennung vollzog, tagte 1932 in Breslau; sie ist auch insofern erwähnenswert, als der hannoversche Bischof Marahrens hier die Festpredigt hielt.

Für die neuen Machthaber des Dritten Reiches schienen die Diasporaverereine zunächst offensichtlich nicht so bedeutend zu sein, als daß man sich ihrer besonders annahm. Allerdings gab es hier und da Versuche, sie für die Auslandspropaganda und Volkstumsarbeit im Sinne des Nationalsozialismus einzuspannen. Später waren auch Behinderungen der Arbeit zu verzeichnen. Ob die Rückkehr Pastor Lemmermanns nach Hildesheim allerdings auf politische Gründe zurückzuführen war (an anderer Stelle hatte beispielsweise der Erlanger Professor Ulmer auf sein Amt als Bundesleiter verzichten müssen), ist heute nicht mehr festzustellen.

In Vizepräsident Paul Fleisch fand der hannoversche Martin Luther-Bund jedenfalls einen tüchtigen Nachfolger, der dem Verein in seiner nüchternen Art manchen großen Dienst hat tun können. Mit ihm trat Pastor Steinmetz (Brelingen) das Amt des Geschäftsführers an, und 25 Jahre lang haben diese beiden Männer in höchst fruchtbarer Weise zusammengearbeitet.

Der Zweite Weltkrieg brachte viele Einschränkungen – noch weit schmerzlicher als 25 Jahre zuvor – für die Arbeit des Vereins, bis sie gegen Ende des Krieges ganz eingestellt werden mußte. Die schon geplante 90-Jahrfeier im Henriettenstift konnte nach dem schweren Bombenangriff auf Hannover im Oktober 1943 nicht mehr gehalten werden. Aber noch am 22. Mai 1944 konnten drei Vorstandsmitglieder einen Etat von 23 100 Mark bewilligen.

III.

Schon für den September 1945 weist das Protokoll wieder eine Vorstandssitzung aus; diesmal sind zwei Anwesende zu verzeichnen. Aber – obwohl die alten Verbindungen ins In- und Ausland noch nicht wieder geknüpft waren – es gab genug zu tun. Eine erste Aufgabe sah man in der Betreuung der aus dem Osten gekommenen Pfarrer, soweit von landeskirchlicher Seite für sie nichts getan werden konnte. Hier gab es manche Not, besonders auch bei Familienangehörigen von Pfarrern. Auch den Studenten des Erlanger Theologenheims galt manche Hilfe, sobald das Haus kurz nach der Währungsreform 1948 wieder eröffnet war. Eine erste Aufgabe der Diasporahilfe stellte sich in unmittelbarer Nachbarschaft, in den reformierten Gebieten im Raum der hannoverschen Landeskirche, wobei es für die neu entstehenden Gemeinden nicht nur auf materielle Unterstützung, sondern in starkem Maße auch auf das geistliche Geleit ankam. Erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang die z. T. mehrwöchigen Konfirmandenfreizeiten für diejenigen, die in der Zeit des Anfangs noch nicht in einer Ortsgemeinde auf die Konfirmation vorbereitet werden konnten.

Die starke personelle Umschichtung in jenen Jahren hatte es auch mit sich gebracht, daß in vielen Gemeinden und Kirchenkreisen die Diasporaarbeit aus dem Blickfeld geraten war. Hier setzte eine ebenso vorsichtige wie intensive Informationsarbeit ein. Die Jahresfeste – bisher, und auch noch einmal wieder im Jahre 1947, in Hannover gehalten – wurden nun jeweils in einen Kirchenkreis verlegt. Der Besuch eines Kirchenkreises dauerte vom Sonnabend bis zum Montagabend. Bis zu vierzig Gastprediger verzeichnen die Programme der damaligen Jahre.

So wurde im Laufe der Jahre wieder ein Freundeskreis aufgebaut, es fanden sich Obleute für viele Kirchenkreise, man intensivierte die Informationsarbeit. Aus der schon genannten Epiphaniaskonferenz wurde eine mehrtägige Tagung für Information und theologische Klärung, regelmäßig gehalten auf der Heideburg bei Hamburg-Neugraben. Die Verantwortung für

diese Zusammenkünfte hatte zunächst der damalige Oberkirchenrat im Lutherischen Kirchenamt, Dr. Friedrich Hübner, übernommen; auf ihn folgte mit seinem Weggang aus Hannover sein Nachfolger im Lutherischen Kirchenamt, Gottfried Klapper. Natürlich geschah die Vorbereitung in engem Kontakt mit den norddeutschen Gliedvereinen des Martin Luther-Bundes, in erster Linie mit dem hannoverschen, der von Anfang an eine besondere Trägerschaft ausgeübt hatte. Später fand dies darin seinen Ausdruck, daß der Vorsitzende des hannoverschen Vereins, Oberkirchenrat Gerhold, auch die Vorbereitung und den Vorsitz der Tagung übernahm; es ist nicht übertrieben zu sagen, daß die Heideburgtagung von den genannten drei Männern in ihrer Gestalt so sehr geprägt worden ist, daß dies auch heute noch, wo schon seit Jahren die Verantwortung in andere Hände übergegangen ist, in hohem Maße spürbar ist. Ebensovienig übertrieben hinzuzufügen, daß das hohe theologische Niveau, gepaart mit dem Geist von Brüderlichkeit und Freundschaft, während der letzten zwanzig Jahre auf immer größere Resonanz gestoßen ist: die Raumnot hat schließlich dazu geführt, die inzwischen vertraut gewordene Heideburg zu verlassen und in der Evangelischen Akademie der Nordelbischen Kirche in Bad Segeberg einen nun auch schon bewährten Ort zu finden.

Auch die anderen Möglichkeiten der Information wurden bald wieder angeboten. Bereits 1946 erschien der erste Band des Jahrbuches (und diese Zeilen werden in der 26. Folge gedruckt!), die ebenfalls bald wieder erscheinende Zeitschrift wurde in Hannover in 6000 Exemplaren verteilt, zunächst mit dem Titel „Lutherische Diaspora“, später umbenannt in „lutherischer dienst“. Zwei Jahre lang gab es sogar wieder einen hauptamtlichen Mitarbeiter für den norddeutschen Bereich des Martin Luther-Bundes, Landessuperintendent i. R. Werner, dessen Aufgabe es war, die direkten Kontakte zu den Gemeinden und kirchlichen Gremien zu pflegen.

Nach der Hundertjahrfeier des Vereins legte D. Fleisch sein Amt als Vorsitzender nieder. Von ihm waren in schwerer Zeit viele richtungweisende Impulse ausgegangen. Zu seinem Gedächtnis wurde später die Paul-Fleisch-Stiftung für wissenschaftliche Arbeit über die Diaspora errichtet.

Nachfolger war der schon genannte heutige holsteinische Bischof Dr. Hübner, der dann mit seinem Weggang in die schleswig-holsteinische Landeskirche 1962 das Amt des Vorsitzenden an Landessuperintendent Johannes Schulze DD. weitergab. Schulze hat den Vorsitz vier Jahre lang innegehabt; 1966 zwang ihn die doppelte Beanspruchung für den Martin Luther-Bund (er war von 1960 bis 1970 zugleich Bundesleiter und versah mehrere andere

über den Raum Hannovers hinausreichende Ämter), den Vorsitz im Martin Luther-Bund Hannover aufzugeben. Er fand einen ebenso engagierten Nachfolger, den auch schon im Zusammenhang mit der Heideburgtagung erwähnten Oberkirchenrat Gerhold, der seinerseits nach einem Jahrzehnt stetigen und tatkräftigen Einsatzes sein Amt in die Hand des heutigen Vorsitzenden, Superintendent Dr. Monselewski (Nienburg), weitergab. Mit Gerhold trat auch ein neuer Mann in die Funktion des Geschäftsführers ein: Superintendent Steinmetz, der dreißig Jahre lang die Arbeit treu verrichtet hatte, wurde abgelöst vom früheren Generalsekretär in der Zentralstelle, dem damaligen Superintendenten Hensel, dem 1971 mit seinem Wechsel in die bayerische Landeskirche der Verfasser dieser Zeilen nachfolgte. Nach ebenfalls dreißigjähriger Tätigkeit legte vor einigen Jahren auch der Kassenführer, Amtsrat F. Welz, sein Amt in jüngere Hände; sein Nachfolger war Amtmann Friedrich Korden, der seit 1977 auch einen Sitz im Bundesrat des Gesamtbundes innehat.

Die Kassenführer konnten sich in den letzten Jahren nicht beklagen: sie hatten steigende Einnahmen und Ausgaben zu verbuchen; seit fünf Jahren handelt es sich regelmäßig um weit über hunderttausend D-Mark. Einen Wermutstropfen bedeutet es allerdings, daß der hannoversche Verein seit 1972 von der Landeskirche nur noch mit einer halben Sonntagskollekte berücksichtigt wird; ein Trost – aber keine Lösung des Problems, weil es auch um das Profil eines Werkes im Rahmen einer Kollektenabkündigung geht – ist ein aus Kirchensteuermitteln gewährter Ausgleich.

IV.

Für die letzten Jahre werden an dieser Stelle nur Zahlen und Daten festgehalten. Der geschichtliche Abstand ist zu gering, um Tendenzen markieren und beurteilen zu können. So soll es denn an dieser Stelle ein Rückblick auf eine größere Zeitspanne sein.

1. Am Anfang stand die Initiative der drei Gründer des Hannoverschen Gotteskastens. Ihre Vereinsgründung meinte von vornherein nicht eine Sonderaufgabe, sondern eine Aufgabe, welche der ganzen Kirche oblag. So lag es in der Konsequenz, daß sich bald auch woanders Initiativen in der gleichen Richtung entwickelten, daß aber andererseits das Zusammenwachsen zu einer gemeinsamen Organisation sehr lange dauerte. Der Weg ging über eine lose Arbeitsgemeinschaft und einen Unterstützungsverein zu dem Werk, das sich 1932 konstituierte und sich den Namen Martin Luther-Bund

gab. Dem entspricht das Selbstverständnis des damals ebenfalls in ‚Bund‘ umbenannten hannoverschen Vereins: er ist ein Gliedverein des ganzen Werkes und vertritt dieses im Raum der hannoverschen Landeskirche. Im Verhältnis zu seinem Arbeitsfeld bedient er sich des Dienstes der Erlanger Zentralstelle und der gemeinsamen Werke des Bundes (Sendschriftenhilfswerk, Bibelmission, Auslands- und Diasporatheologenheim sowie alle Dienste, die von der Zentralstelle stellvertretend für die Vereine betreut werden, z. B. eine Aktion für Schülerstipendien in Brasilien, die Herausgabe des Jahrbuches und anderer Schriften, die Zeitschrift und die Verlagsarbeit). Auch die Projekte, die gefördert werden, werden von der Zentralstelle betreut, mit Ausnahme bestimmter gewachsener Verbindungen. Ein Gleiches gilt für die Kontakte zu den anderen auf dem gleichen Felde tätigen Institutionen (z. B. mit dem Lutherischen Weltdienst oder der Kasseler Zentrale des Gustav-Adolf-Werkes).

Andererseits gilt es, auch darin das Erbe der Väter des Bundes zu wahren, daß ein ungesunder Zentralismus vermieden wird. Ein Werk, das sich auf die Gemeinden und auf einen Freundeskreis stützt, braucht die Nähe zu diesen Partnern.

2. Der Martin Luther-Bund hat sich immer als ein Stück Kirche gewußt. Insofern ist es von besonderer Bedeutung, daß die Landeskirche nach dem Zweiten Weltkrieg eine landeskirchliche Kammer für Diasporaarbeit eingesetzt hat. Hier verwirklicht sich unsere kirchliche Verantwortung für die Diaspora: daß die Fragen und Nöte der Diaspora im landeskirchlichen Raum laut werden und daß wir umgekehrt die Diaspora teilnehmen lassen an unseren Fragen. Insofern betrachtet der Martin Luther-Bund die Mitarbeit in diesem Gremium als wesentlichen Aspekt seiner Bindung an die Kirche.

3. Es gibt – auch im landeskirchlichen Raum – Partner auf dem gleichen Felde. Das Verhältnis zum Gustav-Adolf-Werk, während langer Perioden höchst problematisch, hat sich in den letzten Jahren laufend verbessert, und das Gespräch war um so fruchtbarer, je deutlicher die Standpunkte zum Ausdruck kamen. Polemiken jedenfalls gehören längst der Vergangenheit an, und es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß von beiden Werken an vielen Stellen gemeinsame Aufgaben gemeinsam wahrgenommen werden und daß dies an anderer Stelle jedenfalls in gegenseitiger Absprache geschieht.

In den letzten Jahren ist es auch gelungen, das veränderte Verhältnis der beiden Werke zueinander, in dem sich jeder mit seiner eigenen Zielsetzung als der Partner des anderen weiß, ohne ihm deshalb die Existenzberechti-

gung abzusprechen, nach außen hin besser darzustellen. Besonders die in der jüngeren Vergangenheit mehrfach gemeinsam gehaltenen Jahresfeste (in den Kirchenkreisen Bodenwerder, Holzminden, Buxtehude und Stade) haben dazu beigetragen. Auf dieser Linie müssen wir fortfahren. Sicherlich wird am Ende dieser Entwicklung, gerade, je besser man einander versteht und je intensiver die Zusammenarbeit wird, nicht der organisatorische Zusammenschluß stehen. Dies würde nämlich nur zur organisatorischen Unbeweglichkeit führen und, abgesehen davon, daß jedem der beiden Werke seine ihm eigene Aufgabe zugewiesen ist, weder der Diasporaarbeit noch der Kirche, der wir verpflichtet sind, nützen.

4. Die jüngere Kirchengeschichte hat uns einen neuen Horizont ökumenischen Miteinanders gezeigt. Wir haben dabei gelernt, daß es nicht um die Verständigung auf kleinstem Nenner geht, sondern um das Bekenntnis des gemeinsam Geglauten ebenso wie um das Hören, Verstehen und Bezeugen, wo es verschiedene Standpunkte gibt. Den lutherischen Gemeinden in der Diaspora zu helfen, daß sie sich ihres Erbes bewußt und dadurch zu ernsthaften Gesprächspartnern ihrer Schwesterkirchen und Mitchristen an ihrem jeweiligen Ort werden, sehen wir als unsere Aufgabe an.

An welchem Zeichen kann ich wohl die Kirche erkennen? Es muß ja irgendein sichtbares Zeichen gegeben sein, durch das wir an einen Ort versammelt werden, um das Wort Gottes zu hören. Da antworte ich: ein Zeichen ist nötig und wir haben es auch, nämlich die Taufe, das Brot und vor allen anderen Dingen das Evangelium. Diese drei sind die Wahrzeichen der Christen, es sind die Marken und Kennzeichen.

Martin Luther